

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 2

Artikel: Irmengard [Fortsetzung]
Autor: Balmer, Hugo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633799>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 2 - 24. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

13. Januar 1934

Wintermorgen. Von Jakob Hess.

Silberflitter! Schneegefllir!
Werd' ich Mensch am Dasein irr?
Ist dies noch das harte Leben
Schwarzen Stürmen preisgegeben?
Aller Schwere Druck entweicht,
Seelchen flügelt federleicht.

Kanten runden sich geschwind,
Schnee umhüllt sie zart und lind.
Dornstrauch, nur zum Kratzen nütze,
Prunkt verschämt mit weisser Mütze,
Ich auch, kaum vom Haus entfernt,
Wandle fröhlich übersternt.

Nur ein Rabe hüpf't vergrämt,
Krächzend laut und unverschämt.
Düstrer Sorgenkünder, schweige!
Still bewund're! Stumm dich neige!
Heute strahlt im jungen Schein
Selbst der Alltag sündenrein.

Irmengard. Geschichtliche Erzählung aus dem alten Laupen von Hugo Balmer. 2

In den meisten Hütten waren Viehstall und Schlafstellen für die Leute nur leicht oder gar nicht abgetrennt von der Küche, in deren Mitte das Herdfeuer brannte.

Die Leute setzten sich zu Tische. Es gab zuerst einen steifen Hirsebrei in einer großen Schüssel. Die Kinder bekamen noch Milch und Brot; die Männer aßen Fische und löffelten dazu saure Milch aus einer Gasse.

Raum war die Mahlzeit beendet, tönten dumpfe Schläge von der Saane her. Statt eines Hornes war drüben ein Brett mit Schlägel aufgehängt, um dem Fährmann zu rufen. Nun hörte man noch dreimal zwei rasche Schläge nacheinander. Dieses Zeichen gebrauchten aber Angehörige, wenn sie herüber wollten. Wer mochte das sein? Kam vielleicht der älteste Sohn, der sich in Murten angesiedelt hatte, wieder einmal auf Besuch? Die Kinder liefen davon, Armin ihnen nach. Die Mutter lächelte, weil er beinahe vergessen hätte, sich zu bücken, um zur Türe hinaus zu gehen.

Als die drei zum Flusse kamen, rief eine Stimme von drüben: „Hallo, Armin!“ — „Wer bist du?“ — Da stieß der Mann einen Sauchzer aus und lachte aus vollem Halse. „Das könnte Helmut sein“, sagte Armin, indem er losfuhr mit dem Weidling. Drüben stunden zwei Be-

waffnete mit ihren Reitpferden und zwei mit Fächchen und anderem Gepäck beladenen Saumpferden, bei ihnen der Köhler Ratbot, mit einer riesigen Hutte auf dem Rücken. Um diesen zu holen, fuhr Heiri mit einem kleinern Weidling auch hinüber. Armin hatte richtig geraten. Es war Helmut, ein Neffe des Kastellans, der als Knabe mehrmals längere Zeit in Laupen zugebracht hatte. Sein Tätigkeitsdrang hatte ihn fast täglich ins Fährmannshaus geführt, wo immer etwas los gewesen war. — „Willkommen, Helmut! Findest du auch einmal den Weg zu uns? Man kennt dich fast nicht mehr mit deinem Flaum an Kinn und Wange.“ — „Lasse meinen Bart nur gelten, du Riese, und höre bald auf zu wachsen. Sind deine Leute gesund?“ — „Danke, es geht uns nicht übel. Wir nehmen ein Saumpferd und ein Reitpferd. Willst du zuerst hinüber?“ — „Gut so. Das Saumpferd wollen wir festbinden. Ich traue ihm nicht recht.“ — Nach der kurzen Fahrt führte Helmut sein Pferd zu Roswitha. „Halte mir das Pferd, Kleine, bis ich das andere heraus habe.“ Bald war dieses auch auf dem Uferplatz. Da sagte Helmut: „Ich hätte bald geglaubt, du seiest Irmengard.“ — „Ach, Irmengard ist doch viel größer als ich. Die ist fast so groß wie du. Aber meinen Namen hast du vergessen.“ —

„Sage ihn mir nicht, er kommt mir dann in den Sinn. Ich weiß noch ganz gut, wie du auf dem großen schwarzen Widder herumgeritten bist.“ — „Den haben wir geschlachtet. Er ist sehr böse geworden. Heiri hat sich mit dem Speer gegen ihn wehren müssen.“ — „Heiri, sagst du, Heiri und Roswitha, die zwei Namen gehören zusammen.“ — „Jetzt weißt du's wieder. Deinen Namen habe ich nie vergessen. Wir haben oft von dir geredet.“ — „Ich habe auch viel an euch gedacht.“ — „Ja? Etwas an Armin und vielleicht an Irmi.“ — „Vielleicht.“ — „Im Schloß wirst du Irmengard sehen. Sie ist schon lange bei Kastellans.“ — „Bei Kastellans?“ — „Ja, weil Frau Elsmut ein steifes Bein hat.“ — „Was ist ihr denn zugestoßen?“ — „Sie ist im vorigen Winter auf dem Glatteis gefallen. Dann hat sie lange nicht mehr gehen können. Sie hat sich ein Knie verlezt.“ — „Ach, da wird sie froh sein über Irmengard.“ — Er hätte gerne noch mehr vernommen, aber Heiri war angelangt mit seinem Köhler, und bald darauf brachte Armin seine zweite Ladung. Der Köhler übergab Heiri ein gefülltes Säcklein, das er in der Hand trug. „Hier ist mein Fährlohn.“ — Es war Pech darin, das der Köhler zu bereiten verstand. „Das kommt uns gerade recht, Ratbot. Wir hatten noch zu wenig für den neuen Weidling.“ — Der Köhler schritt rüstig davon, der Schmiede zu mit seiner Bürde.

„Armin“, sagte Helmut, „ich bringe wichtige Botschaft. In drei Wochen kommt der König auf Besuch. Du begreiffst, daß ich Eile habe, ins Schloß zu kommen. Grüße deine Eltern freundlich von mir. Ich freue mich darauf, sie wiederzusehen. Du aber komme morgen früh ins Schloß. Ich habe etwas mitgebracht, das du gerne sehen wirst.“ — „Dein wunderliches Gepäck ist mir schon aufgefallen. Ich werde kommen.“ — Helmut nahm ein Silberstück aus seinem Beutel. Da wehrte Armin ab: „Des Königs Boten zahlen kein Fährgeld.“ — „Aber der Roswitha darf ich etwas schenken. Ich gebe es gerne.“ — „Sieh, Heiri, das ist jetzt unser schönstes Stück.“ — Die beiden hatten schon ein Häuflein Silberpfennige in ihrem gemeinsamen Sparhafen.

Helmut und sein Begleiter Ulrich saßen auf. Sie trugen einen Lederhelm, dessen Rand den Nacken schützte, und über einem wollenen Wams einen mit Ringen besetzten Lederpanzer. Die Beine steckten in dünnen Leinwandhosen. Darüber trugen sie unverwüstkliche Kniehosen aus weichem Leder. Die Riemen der starken Sandalen waren bis zum Knie hinauf gekreuzt. Als Waffen führten sie Schwert, Dolch und kurzen Speer.

„Sieh, Ulrich“, jagte Helmut, „Laupen ist eine kleine Festung. Im Süden schützt das Schloß, im Westen das felsige Ufer der Senje. Dann kommt ein Damm mit einem festen Zaun darauf, der bis zum Schloß hinauf geht. Die Laupener werden böse, wenn man nicht glaubt, ihr Nestchen sei eine Burg. Wir müssen hindurch; es ist der kürzeste Weg ins Schloß. Ich kenne wohl noch jedes Haus. Hier links ist die Gerberei, rechts des Zimmermanns Hütte. Der hat sie schon zweimal verlängern müssen, weil seine ich weiß nicht wie viele Kinder heranwachsen. Du wirst sehen, wie die Leute die Köpfe zusammenstecken, wenn

wir nicht eintreten in der Herberge.“ — Sie konnten ungehindert durch das noch offene Tor in die Burg einziehen. Das größte Gebäude, mit vielerlei Unbauten, war die Herberge. Dazu gehörten lange, nur auf der Wetterseite geschlossene Schuppen, unter deren Dach eine große Zahl Pferde und Karren Schutz finden konnten.

Es wurden noch herumlaufende Schweine und Federvieh in die Ställe getrieben. Wer vor den Hütten den Feierabend genoß, schaute den Ankömmlingen neugierig nach. Neben dem Ziehbrunnen auf dem großen Platz zwischen Herberge und Schmiede spielten Mädchen „Henne und Hahne“, auf der andern Seite vergnügten sich Knaben mit „Mohrenjagen“. Das Geschrei der Kinder verstummte, als die Reiter herankamen. Der Wirt stund von seinem Bänkelein auf und machte einen einladenden Büdler, aber die Reiter erwiderten nur den Gruß und zogen vorbei. Bald mußten sie abhaken, weil der Weg gar steil wurde.

Die Zugbrücke war nicht aufgezo-gen, aber das Tor geschlossen. Aus einer Oeffnung über dem Tore rief eine Stimme: „Woher? Wohin?“ — „Des Königs Bote begehrt Einlaß“, rief Helmut. Drei lange Hornstöße alarmierten die ganze Bewohnerschaft des Schlosses. Bald stunden die Besucher im Schloßhofe, von allen freudig begrüßt, besonders von Dietrich, dem alten Kastellan, der sich fast nicht satt sehen konnte an seinem stattlichen Neffen und ihm immer wieder die Hand drückte.

Er führte ihn in den großen Saal des Hauptgebäudes und überließ Reitknecht und Pferde dem Jäger Bernhard, seinem Meisteknecht. Bald brachte dieser Helmut's Gepäc herein.

„Bernhard“, sagte der Kastellan, „verdiane dir noch einen Becher Wein! Gehe zum Wirt hinunter und sage ihm, in drei Wochen komme der König mit vielem Gefolge. Seine Leibwache, etwa vierzig Mann, werde bei ihm einquartiert. Die Leute seien sehr verwöhnt und werden ihm alles kurz und klein schlagen, wenn sein Wein ihnen Kopfweg mache. Es schadet nichts, wenn er schon einmal weiter geht als nach Terenbalm und Wileroltigen, um sich Vorrat zu holen. Dann komme gleich wieder zu uns, Bernhard. — Du, Helmut, kannst dich umkleiden. Ich will sehen, ob dir meine Frau noch etwas zu essen hat. Sie soll dann auch hören, was du berichten wirst.“ — „Großen Hunger spüre ich nicht, Onkel. Aber auf den Honigwein meiner Tante habe ich mich schon lange gefreut. Es gibt keinen bessern in der Welt.“ — „Ei, du schlauer Junge, kennst du ihren Ehrgeiz noch? Recht so: Wer die Frauen für sich gewinnt, ist Hahn im Korbe.“

Helmut legte Waffen und Lederzeug ab, kämmt'e sich das lange Haar und zog dann sein schönstes Wams an. Wasserfaß mit Hahn und Beden hatte er am alten Platze gefunden.

Nun hinkte die Tante herein, begleitet von ihrem Mann, der eine Zinnkanne auf den Tisch stellte. — „Ist das unser Helmut? Aus dem Knaben ist ein Mann geworden.“ — „Liebe Tante, vor sechs Jahren hast du mir einen Kuß gegeben. Den möcht' ich dir zurückgeben“, und er küßte sie auf beide Wangen. — „Du gibst mir ja zwei. Wo hast du so fein küssen gelernt?“ — „Nur vom Zuschauen, Tante. Wie geht es mit deinem Beine?“ — „Woher weißt du da-

von?“ — „Ich habe mit Fährmanns Roswitha geplaudert.“ — „Dann weißt du wohl auch, daß Irmengard mich gepflegt hat und noch da bei uns bleibt. Sie ist zum Krämer gegangen und wird bald kommen. Jetzt setze dich und trinke vom besten Wein der Welt, du Schmeichler. Sieh, dein Onkel hat dir eingeschenkt.“

Wenn eine Frau von ihren Gebrechen reden kann, so wird es meist eine lange Geschichte. Die kluge Frau Glismut übertrieb es nicht; sie merkte, daß Helmut's Augen leuchteten, wenn sie Irmengard rühmte, die auch ihr ans Herz gewachsen war. — „Mancher wirbt um sie. Sie ist gegen alle gleich freundlich. Es ist schade, Helmut, daß sie nur eines Fährmanns

Tochter ist. Aber die Verwandten deiner seligen Mutter sind gar vornehme Leute.“ — „Ach, diese vornehmen Leute haben sich noch wenig um mich gekümmert. Etwa in der letzten Zeit, weil sie glauben, ich könnte ihnen als Spion dienen am Königshofe. Nein, wenn ich einen Rat nötig habe, werde ich wie immer dich fragen, liebe Tante, und meinen Onkel.“ — „Du hast es ja schon weit gebracht, daß man dir so großes Vertrauen schenkt.“ — „Das verdanke ich dem guten Namen meines Onkels und unserm Hauptmann Wilibald, der mich, ich muß es sagen, oft bessern Leuten vorzieht und mich in jeder Weise fördert.“ — „So zahlt er in guter Art heim“, sagte der Kastellan, „was ich ihm in seiner Jugend getan habe.“ — „Das hat er nicht vergessen, Onkel.“

Da kam der härenhafte Bernhard herein und neben ihm Irmengard. Sie legte Brot, Eier und einen Teller mit Fischlein auf den Tisch. Helmut erhob sich und sah die Jungfrau staunend an. Das war nicht mehr das knabenhafte Mädchen, mit dem man zutraulich scherzen konnte. Er verbeugte sich wie vor einer vornehmen Dame. Sie aber streckte ihm lächelnd die Hand entgegen. „Wie schön bist du geworden, Irmengard!“ — „Es freut mich, wenn ich dir gefalle. Sei auch mir willkommen, Helmut.“ — Bernhard und Irmengard wollten wieder gehen, aber die Tante winkte das Mädchen zu sich, Helmut gegenüber. „Bleibet bei uns“, sagte der Kastellan, „es ist gut, wenn ihr hört, was wir zu reden haben. Was sagt der Wirt, Bernhard?“ — „Er läßt dir danken für die Nachricht. Er habe auch noch einen, der nicht am Bisenrain gewachsen sei, wenn du einmal bei ihm einkehren wolltest!“ — „Was macht mein Begleiter Ulrich?“ fragte Helmut. — „Er schließt Freundschaft mit meinen Kindern. Das trägt ihm ein weiches Lager ein.“ — „Es ist kein übler Mann. Man kann ihm trauen.“



Sturmflut. Gemälde von Otto D. Franz.

Helmut bot der Irmengard ein Ei an: „Willst du mit mir tüpfen?“ Irmengard schlug kräftig zu, um zu gewinnen, aber ihr Ei zerbrach. „Siehst du, du verlierst es mit mir. Den Schaden muß ich dir wohl ersetzen.“ — „Nö, es gleich, das sei deine Buße.“ — Da Helmut nur das gewonnene Ei aß, neckte ihn die Tante: „Die kleinen Fischchen sind uns heute übrig geblieben. Versuche sie. Irmengard hat sie gebaden; vielleicht munden sie dir noch besser als mein Wein.“ — „Ach, Tante, wenn ihr mich so verwöhnen wollt, so gehe ich am liebsten gar nicht mehr fort.“ — Irmengard zupfte Frau Glismut am Kleid; aber es freute die beiden doch, daß Helmut während des Abends ein Fischlein ums andere aß und dazu fleißig an seinem Becher nippte.

Der Kastellan stellte noch vier Zinnbecher auf den Tisch und reichte Bernhard eine Kanne. — „Hole du uns einen Trunk aus unserm Fäßchen von Rugerol. Wir wollen die Ankunft meines Neffen feiern.“ — Dann nahm er das ewige Licht vom Kamin, um die Lampen des Leuchters anzuzünden, der von der Decke herunterhing. Irmengard nahm ihm das Licht aus der Hand und stieg auf ihren Stuhl, so daß sie den Leuchter erreichen konnte. Sie errötete, da sie sich beobachtet fühlte. Aber ihr rosiges, von blonden Locken eingerahmtes Gesicht mochte das Licht wohl ertragen. Ihre Gestalt verriet Gesundheit und Kraft. Sie trug ein bis über die Knie reichendes blaues Wollkleid mit vieredigem Ausschnitt und kurzen Ärmeln, dazu einen Ziergürtel mit Schlüsseln und einem Täschchen. Ihre nackten Füße steckten in Sandalen, deren Riemen eine silberne Schnalle über den Knöcheln schloß. Es war ihr neues Sonntagskleid. Bernhard fachte das Feuer im Kamin noch an. Als dessen Schein bis zum Ende des Saales und zur Decke hinauf huschte, während der Mond zu den Gitterfenstern hereinschien, hätte ein Märchenerzähler bei seinen

Zuhörern ohne Mühe eine ihm günstige Stimmung zu wecken vermocht.

„Mein lieber Helmut“, sagte der Kastellan, „es ist dir nicht entgangen, daß ich ein Greis geworden bin. Meine Kraft ist dahin. Hätte ich nicht den getreuen Bernhard, mein Amt wäre mir zu schwer. Dem Besuche des Königs sehe ich gelassen entgegen. Wir werden redlich für ihn tun, was wir können, und ihn dann getrost erwarten. Wenn man erlebt hat, was meine Frau und ich erlebt haben, achtet man solche Sorgen gering. Unsere Kinder, deren Großvater ich fast hätte sein können, hat uns die Seuche geraubt bis an zwei Söhne, die heranwuchsen. Sie verloren ihr Leben in des Königs Dienst. — Hemme deine Tränen, liebe Frau, du hast genug geweint. — Auch du, Helmut, bist allein übrig geblieben von fünf Geschwistern, die du kaum gekannt hast. Da haben wir uns überlegt, ob es denn sein müsse, daß du nicht nur deine Jugend, sondern auch deine besten Mannesjahre im Sattel zubringst, ohne ein eigenes Heim zu haben? Du sagtest vorhin im Scherz, du möchtest lieber nicht mehr fort von hier. Ich sage dir im Ernst, daß ich dich noch zu meinen Lebzeiten zu meinem Nachfolger wünsche. Wenn einer dem König so viel geopfert hat, darf er wohl auch einmal eine Gunst von ihm erwarten. Ueberlege dir, ob du dein kurzweiliges, aber gefahrvolles Wanderleben mit unserer Einsamkeit vertauschen möchtest. Dann sage uns, wie es am Hofe steht, damit wir die Sache zu guter Zeit betreiben können.“

„Lieber Onkel, Bedenzeit brauche ich keine. Je eher je lieber möchte ich mein unstät Leben aufgeben und sechshaft werden. Mein sechsjähriger Dienst in der Leibwache ist eine strenge Schule gewesen. Ich habe Land und Leute kennen gelernt bis hinunter nach Lyon und Wien. Unser Hauptmann ist streng, aber gerecht. Er kümmert sich um alles und sieht alles. Des Königs Wache, sagt er, dürfe nicht einer Räuberbande gleichen. Strafen gibt er fast nie, nur etwa den Jüngsten. Wer sich nicht fügen will, kann gehen. Mancher von ihnen könnte ein Führer sein. Willibald meint, mit zweihundert Leuten, die er geschult hätte, könnte er die unbotmäßigen Grafen einen nach dem andern zum Gehorsam bringen. Aber der König hat kein Geld für Pferde und Rüstungen. Er ist zu lau, will es mit niemand verderben und verdirbt dafür sein Land. Südwärts von Genf herrscht Gewalt für Recht. Die Grafen plündern und rauben einander die wenigen freien Bauern und machen sie zu Leibeigenen. Das Land verödet, wird nur in der Nähe der Städte angebaut. Und dort bereichern sich Bischöfe und Klöster. Unser Hauptmann hat mich erst ins Vertrauen gezogen, als er wußte, daß ich schweigen kann. Sonst wüßte ich nicht viel vom Hofe. In den süßen Reden und feinen Manieren hätte ich lauter Freundschaft gesehen und das Ränkespiel nicht durchschaut. Hier haben die Wände keine Ohren, da darf ich reden.“ (Fortsetzung folgt.)

Wolfgang Amadeus der Grosse.

Vier symphonische Sätze von Stephan Georgi.

Das Allegro. — An jenem fröstelnden Januartage konnten die vom nahen Unterberg hereilenden Floden

gar nicht anders, als im tändelnden Takte eines graziös-leichtsinigen Menuetts herniederzuspähen auf Salzburg, die versteckte, glodenreiche Stadt.

Wie der Neugeborene wohl mit seinem, vorausbestimmten Ohr hinauslauschen mochte auf das geflügelte Geläut der Ehernen, so hörte fünf Jahre später eine ganze Welt auf das melodiereiche Tongeläut eines Salzburger Wunderknaben. — Nein, es waren keine falschen Nachrichten, die besagten, daß es dort im Oesterreichischen einen Knaben gäbe, der, kaum fünf Jahre alt, mit virtuoser Fertigkeit selbstkomponierte Klavierstücke spielte.

Wie der erzbischöflich Salzburger Vizekapellmeister Leopold Mozart zum ersten Male die völlige Genialität seines kleinen „Wofel“ erfuhr? — Zwei Freunde des Mozartschen Hauses, namens Wenzl und Schachtner, waren gekommen, um einige von Wenzl komponierte Streichtrios durchzuspielen. Der kleine Wolfgang stand andächtig dabei, hörte und lauschte; dann schlich er sich leise hinaus, brachte seine Geige, die er kurz zuvor geschenkt erhalten hatte, und bat den Vater, die zweite Violine mitzuspielen zu dürfen. Natürlich wurde ihm diese närrische Bitte abgeschlagen, denn er hatte bislang „nur selbst ein wenig darauf herumgespielt“, aber noch keinen fachmännischen Unterricht gehabt. Da stand nun der kleine abgewiesene Künstler, und während die andern weiterspielten, rannen ihm unaufhörlich die Tränen über die Wangen. Darauf sagte Vater Mozart nun doch endlich: „Geh, geig' mit dem Herrn Schachtner mit; aber so leise, daß man dich nicht hört.“ Wolfgang Amadeus Mozart spielte mit. Nach einer Weile legte Schachtner still seine Geige beiseite. Sie war überflüssig geworden. Auch Leopold Mozart hörte auf zu spielen. Mit tränenfeuchten Augen blickte er auf seinen Jungen. „Malefizbua! Malefizbua, du goldiger!“ — So spielte der Fünffährige alle sechs Trios hindurch mit.

Und Leopold Mozart zog aus, „der Welt dieses Wunder Gottes zu zeigen“. Von der Salzach zur Donau, von der Spree zur Themse, von der Seine zum Tiber, von Triumph zu Triumph. In Neapel mußte der Knabe seinen Ring vom Finger nehmen, da man diesem eine so zauber-gleiche Kraft zusprach; mit dreizehn Jahren war Wolfgang Amadé seiner erstaunlichen musikalischen Fähigkeiten wegen erzbischöflich Salzburger Konzertmeister, mit vierzehn durch den vom Papst selbst überreichten Orden vom goldenen Sporn „Ritter“ Mozart und Mitglied der berühmten Accademia filarmonica von Bologna; in Mailand rief der gefeierte, tonangebende Komponist Haffe, als seine große Oper von einer kleineren Mozarts geschlagen war: „Der Knabe da wird alle vergessen machen!“ und in London begeisterte sich Chr. Bach, des großen Sebastian Sohn: „Wahrlich, mancher Kapellmeister stirbt, ohne das zu wissen, was dieser Knabe jetzt schon weiß!“

Das Andante. — Ihre Hochfürstl. Gnaden, Hochwürdigster des Heil. Röm. Reichs, Fürst, gnädigster Landesfürst und Herr! Herr! — Unterthänigstes und gehorsamstes Bitten Wolfgang Amadé Mozarts. — Wie viele solcher Schreiben an die Fürsten und Großen! Und immer dieselbe Antwort: Es ist keine Stelle frei.

Parte beatum! Die Zeit des vergötterten Wunderknaben war vorüber; des schaffenden und ringenden Künstlers Kampf mit dem Leben begann. Eine Enttäuschung folgte der anderen. Nicht nur seine unglückliche Liebe zu Monja von Weber (Schwester seiner späteren Frau), die er in ahnungsvoll drängenden Tönen in seiner Arie „Non so d'onde viene“ bekennt; dieses Lebensandante sprach von Leiden und Kränkungen, von Sorgen und Intrigen, die sich immer wieder allem Wollen und Wagen entgegenstellten, sprach von rast- und ruhelosem Suchen nach einem festen Boden unter den Füßen. War dem Wunderknaben ehemals